

dtv

November am Bodensee: Auf dem Friedrichshafener Friedhof wird die Leiche eines jungen Mannes gefunden. Er sitzt an einen Grabstein gelehnt, die Verletzungen an seinen Handgelenken weisen darauf hin, dass er gefesselt wurde.

Zur selben Zeit erhält Malerin Marie eine furchtbare Nachricht: Erik, der Mann ihrer besten Freundin, ist bei einem Fallschirmsprung ums Leben gekommen. Doch an einen Unfall oder gar Selbstmord mag sie nicht recht glauben. Gibt es etwa einen Zusammenhang zwischen den beiden rätselhaften Todesfällen? Marie Glückliche und Kommissar Andreas Sommerkorn ermitteln.

*Anja Jonuleit*, 1965 in Bonn geboren, lebte einige Jahre im Ausland und studierte Italienisch und Englisch. Sie arbeitete als Übersetzerin und Dolmetscherin, bis sie anfing, Romane und Geschichten zu schreiben. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Friedrichshafen.

Anja Jonuleit

NOVEMBERASCHE

Kriminalroman

dtv

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Von Anja Jonuleit  
sind bei [dtv](http://www.dtv.de) außerdem erschienen:

Neunerlei (21326)

Herbstvergessene (21540)

Der andere Tod (21667)

Der Apfelsammler (21679)

Rabenfrauen (26104)

Die fremde Tochter (41659)



Neuausgabe 2017

© 2010 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Die Gedichtzeile auf Seite 40 stammt aus dem Gedicht

„The Sunlight on the Garden“ von Louis MacNeice

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv unter

Verwendung eines Fotos von [gettyimages/www.fredconcha.com](http://gettyimages/www.fredconcha.com)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21703-3

*Für meine Freundin Constanze Funke, Conny*



*Der stumme Reiter*

*Er ist wieder unterwegs  
Ich höre ihn kommen  
Wie Donnerschläge  
die Hufe seines schwarzen Rosses*

*Der stumme Reiter  
Schwarz ist sein Gewand  
Und wenn er kommt beb't die Erde  
und die Luft brüllt  
Und wenn er geht  
bleibt einzig  
Stille*

*Er nimmt ihn mit sich  
den Schmerz – die Fratzen – ihr Lachen  
den Dornendraht  
trägt sie fort  
in eine gnädige Finsternis  
ohne Echo  
in der die Welt aufhört  
sich zu drehen*

*Er bringt mich fort  
in eine Welt ohne Menschen  
12. September, am Tag danach,  
Nur die Ruinen  
Asche im Wind  
die Wolken ziehen noch  
als wäre nichts geschehen*

*Der stumme Reiter  
breitet den schwarzen Mantel aus*

*und gnädig vergeht  
was er berührt  
löst sich auf  
in nichts  
Löse mich auf  
in nichts*



## Novembertod

*Fallschirmspringen gilt höchststrichterlich als nicht gefährliche Sportart.*

(div. Urteile, z. B. LArbGer Berlin  
vom 3. 7. 69, AZ 5 Sa 57/68)

Es regnete, als Marie um kurz nach acht die Straße entlang zu ihrem Haus ging. Sie schritt rasch aus und sog die frische Abendluft ein, um ihre Aufregung, die hoffnungsfrohe Erwartung, die das heutige Gespräch ausgelöst hatte, im Zaum zu halten. Noch nie war sie so nah dran gewesen! Wenn das mit der Ausstellung klappte, bedeutete das ihren Durchbruch. In ein paar Tagen würde sie sich noch einmal mit Marlene Kattus, der Galeristin, treffen, und die Entscheidung würde fallen. Weil Marie so sehr mit dem Gedanken an die Konstanzer Galerie und ihren eigenen kometenhaften Aufstieg am deutschen und – ja – vielleicht am internationalen Kunsthimmel beschäftigt war, bemerkte sie den Wagen gegenüber erst im allerletzten Moment.

Das alte Haus am See, in dem sie seit nunmehr gut einem halben Jahr wieder wohnte, lag am Stadtrand von Friedrichshafen, es war das letzte Haus vor dem Eriskircher Ried, das letzte Haus vor der Einsamkeit, und es hatte Nächte – und auch Tage – gegeben, an denen Marie einen

belebteren Ort dieser Einsamkeit vorgezogen hätte. Gerade wenn sie an die *Ereignisse* – ein Wort, das einen gnadenlosen Euphemismus darstellte – im vergangenen Herbst dachte.

Sie erschrak zutiefst, als sie vor ihrer Gartenpforte den Wagen am anderen Straßenrand entdeckte: Jemand saß dort hinter dem Steuer und regte sich nicht. Marie hielt in ihrer Bewegung inne und starrte hinüber. Ja, der helle Fleck hinter der beschlagenen Windschutzscheibe war ein Gesicht. Da saß jemand in der Dunkelheit, reglos. Marie fühlte, wie eine eisige Angst in ihr hochstieg. Sie hatten ihn doch gefasst, er saß im Gefängnis! Das tat er doch – oder? Langsam, wie in jenen Träumen, in denen die Glieder zu Blei wurden und die sie während vieler Wochen gequält hatten, legte sie ihre Hand auf den Griff der Pforte, drückte ihn hinunter und das Tor schwang mit einem Quietschen auf, überlaut in der Stille des Abends. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass die Person im Wagen sich immer noch nicht bewegte. Sie saß da, völlig still, das Gesicht ein Schemen hinter der Scheibe.

Marie schob die rechte Hand in die Manteltasche, und ihre Finger ertasteten neben dem Schlüsselbund das Pfefferspray. Seit jenem Tag, der noch nicht allzu lange der Vergangenheit angehörte, trug sie es bei sich, wo immer sie hinging. Auf der Schwelle vor ihrer Haustür wandte sie sich um und sah nun direkt zu dem Wagen hinüber. Dann holte sie tief Luft. Das wollen wir doch mal sehen, sagte sie zu sich und ging die Stufen wieder hinunter, zur Pforte hinaus. Sie umklammerte das Pfefferspray so fest sie konnte. Als sie die Straße überquerte, hatte sie den Blick unverwandt auf den weißen Fleck gerichtet. Ich werde mich nie wieder ins Bockshorn jagen lassen, nie wieder, murmelte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

In den unzähligen Tropfen auf der Scheibe brach sich

das Licht und schillerte orangerot, so dass Marie das Gesicht immer noch nicht erkennen konnte. Sie zwang sich dazu, ruhig ein- und auszuatmen, ein und wieder aus ... Erst als sie direkt neben der Fahrertür stand, erkannte sie sie. Die Person hinter der Scheibe war Paula, ihre gute Freundin Paula, die blicklos, mit weit aufgerissenen Augen im Wagen saß und in den Regen starrte.

Marie klopfte an die Scheibe, und als Paula nicht reagierte, riss sie die Fahrertür auf. »Paula«, rief sie aus, doch diese starrte weiter reglos in die Nacht. Marie beugte sich hinunter und fasste sie an der Schulter. »Was ist passiert?«

Die Kinder, schoss es Marie in diesem Moment durch den Kopf, etwas ist mit den Kindern, ein Unfall. Als Paula immer noch keine Reaktion zeigte, schrie sie die Freundin an, schüttelte sie: »Ist was mit den Kindern, nun sag schon!« Sie sah Paula an, die fast unmerklich den Kopf schüttelte. In dem Moment fuhr Marie die Erkenntnis mit aller Wucht in die Glieder: Sommerkorn, es hatte mit Sommerkorn zu tun. Sie schwankte und musste sich am Wagendach festhalten. Mit tonloser Stimme flüsterte sie: »Dein Bruder.« Sie sah, wie Paula den Kopf zurücklehnte, gegen die Nackenstütze, wie sie plötzlich aufseufzte, ein zitternder Seufzer, wie nach einem Weinkrampf oder unmittelbar davor. Ihre Lippen bebten, als sie fast unhörbar flüsterte: »Erik ist tot.«

Marie sah sie an. Erik, Paulas Mann, an ihn hatte sie gar nicht gedacht.

\*

Der Tote saß an einen Grabstein gelehnt, und seine Augen starrten in den Regen, der stetig fiel und für die Ewigkeit gedacht schien. Sommerkorn ging einmal um das Grab herum, den Blick beständig auf die reglose Gestalt gehend.

tet. Der Mann, der fast noch ein Junge war, sah so aus, als habe er sich hier niedergelassen, um einen Augenblick der Ruhe, ja, der Weltabgeschiedenheit zu zelebrieren. Ein anachronistischer Byron, dachte Sommerkorn und korrigierte seinen Gedanken. Nein, kein Byron, dazu hat er die falsche Frisur. Wenn die Frau, die ihn gefunden hatte, etwas genauer hingesehen hätte, so wäre ihr aufgefallen, dass der junge Mann nicht, wie von ihr angenommen, unter Drogen stand, sondern dass der Regen in blicklose Augen fiel, über ein Gesicht rann, als wollte er es reinwaschen.

Die Spurensicherung hatte ihre Arbeit bereits getan. Der Erste Kriminalhauptkommissar Andreas Sommerkorn war spät erreicht worden, da er in einem anderen Fall, einer Serie von Bränden in diversen Dönerbuden, unterwegs gewesen war. Nun stand er hier auf dem Friedhof, in der Dunkelheit und bei Regen, und blickte auf das vom Scheinwerferlicht beleuchtete Bild, das an die Gemälde von Goya erinnern mochte. Die Grabsteine und Kreuze warfen bizarre Schatten, und der Tote schien für eine unheimliche Szene in einem Film ausgerichtet zu sein.

Sommerkorn betrachtete ihn. Er war noch jung, keine zwanzig, und sein Gesicht war makellos und wächsern, wie das einer Schaufensterpuppe. Sommerkorn war es, als steckte er in einem hartnäckigen Traum fest; die Situation war völlig surreal. Es war ein absonderlicher Anblick, der Regen, die Schatten, die Leiche waren wie für ein Kunstwerk arrangiert, für eine – wie nannte man dieses moderne Zeug noch gleich –, ja, für eine Installation.

Es war der Arzt, Dr. Bender, der in Sommerkorns Traum hineinsprach. Er hatte etwas abseits gestanden und mit Hasenberger von der Spurensicherung, seines Zeichens mürrischster Mitarbeiter der Polizeidirektion Friedrichshafen, und dem Fotografen gesprochen.

»Guten Abend, Hauptkommissar – auch wenn die

Umstände, unter denen wir uns wiedersehen, nicht die besten sind.« Dr. Bender, einer der Ärzte, die von der Polizei bei Todesfällen ohne Fremdverschulden gerufen wurden, lächelte zurückhaltend, wie es seine Art war. Wenn Hasenberger der Mürrischste von allen war, dann war Bender der Feinsinnigste.

»Guten Abend, Dr. Bender«, entgegnete Sommerkorn und deutete mit dem Kinn auf den Toten. »Drogen?«

»Sieht ganz so aus. Zumindest stand er vor seinem Tod unter dem Einfluss von Drogen. Man braucht sich nur die Pupillen anzuschauen. Allerdings ...« Bender bewegte sich ein paar Schritte auf den Leichnam zu, beugte sich hinunter und schob die Hemdsärmel des Jungen ein Stück hoch.

Sommerkorn betrachtete die nackten Handgelenke, die eigenartige Schnitte und Kratzer aufwiesen. »Machen so was auch Jungen?«

»Wenn Sie damit meinen, ob auch Jungen sich selbst Verletzungen beibringen bzw. sich ritzen, wie das im Jargon heißt, dann kann ich Ihnen sagen, dass diese Domäne weitgehend weibliche Anhänger hat. Allerdings sehen diese Verletzungen hier nicht danach aus. Zu gleichmäßig. Sehen Sie.« Er nahm die Handgelenke des Toten und hielt sie nebeneinander hoch.

»Das ist merkwürdig. Sieht fast aus wie ein ...«

»Muster?«

Die beiden Männer sahen einander an. Der Arzt zuckte die Achseln.

»Was glauben Sie, wie alt er ist?«, fragte Sommerkorn.

»Noch keine zwanzig. Aber ein paar Jahre auf oder ab ... Das ist bei manchen schwer zu sagen.«

»Und wie lange ist er schon tot?«

»Eine vorläufige Schätzung? Mindestens vierundzwanzig Stunden, der Rigor Mortis löst sich bereits.«

»Also ist er möglicherweise in der letzten Nacht gestorben?«

»Möglicherweise.«

In dem Moment trat Hasenberger zu ihnen. Sommerkorn nickte ihm knapp zu, der Techniker nickte knapp zurück.

»Irgendwelche Ausweispapiere?«, fragte Sommerkorn ihn.

»Nein. Dieser hier hat zur Abwechslung mal keine um den Hals hängen.«

Auf diese bissige Bemerkung sagte Bender nur: »Ich werde dann mal«, und verschwand im Regen.

»Ja, bis dann«, sagte Sommerkorn über die Schulter hinweg und wandte sich wieder dem misshütigen Kollegen zu.

»Das hier steckte in seiner Jackentasche.« Hasenberger hielt Sommerkorn die eingetüteten Fundstücke hin. Sommerkorn nahm die beiden Tüten; in der einen steckten ein paar Geldscheine, in der anderen ein Messer mit einem schwarzen Griff – ein Springmesser.

»Habt ihr sonst noch was?« Sommerkorn gab Hasenberger die Tüten zurück.

»Nichts. Außer einer durchweichten Zigarettenkippe, die wir auf dem Nachbargrab gefunden haben.« Hasenberger brummte noch etwas Unverständliches und sagte dann: »Wir sind hier fertig. Ist ja nicht viel zu holen, bei diesem Sauwetter.« Dann ging er zu den beiden Männern, die neben einer Zinkwanne darauf warteten, den Toten abzutransportieren.

Sommerkorn nickte geistesabwesend und wandte sich noch einmal dem jungen Mann zu. Er stand da und ließ seinen Blick langsam über den Toten wandern. Ja, die ganze Szene hatte etwas Künstliches, etwas Arrangiertes. Sein erster Eindruck, dass der Junge etwas Statuenhaftes

an sich hatte, vertiefte sich noch. Doch das lag nicht allein an der Reglosigkeit der Gestalt. Der Junge hatte hellbraunes, vielleicht auch blondes Haar, das ihm in Strähnen am Kopf klebte. Seine Wangenknochen und sein Kinn waren ausgeprägt, die Nase schmal und gerade. Das Bemerkenswerte an ihm aber waren die Augen, die von heller, ja fast leuchtender Farbe waren, Grün oder Braun, er konnte es nicht genau bestimmen.

Ich werde das nie verstehen, dass man sich so mit Drogen vollpumpt. Dass man sein Leben einfach so wegwirft, dachte Sommerkorn. Ob vorsätzlich oder nicht. Die seltsame sitzende Haltung deutete jedenfalls darauf hin, dass es sich um einen dramatischen Akt des Abschiednehmens handelte. Ein als Stillleben inszenierter Selbstmord?, fragte sich Sommerkorn. Vielleicht waren die Verletzungen an den Handgelenken der diesem Akt vorausseilende Hilferuf. Jedenfalls war das bereits der vierte Drogentote im Bodenseekreis in diesem Jahr. Was per se und verglichen mit anderen Regionen Deutschlands eine geringe Zahl war. Wenn gleich das für die Angehörigen auch kein Trost war.

Sommerkorn schlug seinen Mantelkragen hoch, nickte den beiden Trägern zu und wandte sich ab. Irgendetwas war an dem Jungen, das Sommerkorn seltsam berührte. Das ihn an etwas oder jemanden erinnerte. Und während er durch die Dunkelheit zu seinem Wagen zurückging und der Kies unter seinen Schritten knirschte, grübelte er darüber nach, was das sein konnte.



Wieder hat Walser mich zum Vorrechnen an die Tafel geholt und mich dabei feixend angesehen. Ich glaube, der Typ hasst mich. Es kann doch nicht sein, dass der immer noch daran denkt, dass ich ihm mal einen Fehler nachgewiesen habe. Na ja, genauer gesagt,

war's ja nicht nur ein, sondern drei Mal. Auf jeden Fall hat er mich bei der schwierigsten Aufgabe vorgeholt, einer Integralrechnung, die es in sich hatte. Natürlich hat er gehofft, dass er mich diesmal kleinkriegt, dieser Sack. Aber wie immer hat er sich getäuscht. Ich hab sie gelöst, und dann musste er mich wohl oder übel loben. Als ich zum Platz zurückging, hab ich gesehen, dass sie enttäuscht waren, dass sie mich gerne stotternd und mit roter Birne da vorne gesehen hätten. Die übliche Verarsche konnten sie sich trotzdem nicht verkneifen. Nur der Neue hat mich angesehen und mir zugnickt.

\*

Später wusste Marie nicht mehr, wie sie es geschafft hatte, die Freundin aus dem Wagen zu befördern, sie über die Straße zu führen, durch den Regen, der inzwischen bis auf ihre Kopfhaut und unter ihren Schal gedrungen war.

Im Wohnzimmer war es kalt, also führte sie Paula in die Küche, setzte sie an den Tisch und begann mit wenigen geübten Handgriffen den alten Holzherd anzufeuern. Bald knisterte und zischte das Feuer im Herd. Sie füllte Wasser in den Kessel, sie stellte ihn auf die Metallringe und setzte sich Paula gegenüber. Sie ergriff ihre Hände – sie waren eiskalt – und fragte: »Was ist passiert?«

»Er ist ... gesprungen. Heute ... Es sollte sein letzter Sprung in dieser Saison sein ...« Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Gesprungen? Du meinst, mit dem Fallschirm?«

Paula nickte. Sie hatte die Hände immer noch vor dem Gesicht. Dann ließ sie sie langsam sinken und blickte an Marie vorbei auf etwas, das nur sie sehen konnte. Der Regen klopfte an die Scheibe, das Holzfeuer knackte im Herd, und hin und wieder rüttelte der Wind an den alten Fenstern.



»Und wenn er es überhaupt nicht ist? Ich meine, wer hat ihn identifiziert, Paula? Eine Verwechslung vielleicht ...«

Paula schüttelte den Kopf. »Nein, keine Verwechslung«, flüsterte sie.

»Oh Gott, oh Gott«, war alles, was Marie sagen konnte, und dann noch einmal »oh Gott«. Nach einer Weile, als das Unfassbare in ihrem Kopf langsam begann Gestalt anzunehmen, sagte sie: »Wie kann denn so etwas passieren? Ich meine, ich erinnere mich, wie Erik sagte ...«

»... dass Fallschirmspringen sicherer ist als Reiten.« Paulas Stimme war kaum noch zu hören.

Marie kehrte in Gedanken zurück zu einem Tag im Oktober. Sie sah Erik vor sich, groß und schlaksig, wie er in seinem Haus an der Dieleentür stand, den Springeroverall unter dem Arm, zum Aufbruch bereit. Um seine Lippen spielte sein typisches Lächeln – ein Ausdruck von Ironie und Verschmitztheit. Auch Sommerkorn war an jenem Tag dabei gewesen, und sie erinnerte sich, dass die beiden Männer noch eine Weile übers Fallschirmspringen gesprochen hatten. Es war auch die Rede von einem Reserveschirm gewesen, das fiel ihr nun wieder ein. Mit gerunzelter Stirn sah sie Paula an, die blicklos und blass auf ihrem Stuhl kauerte. Schon hörte sie sich selbst reden, und noch während sie ihre Frage formulierte, kam sie sich töricht und hilflos vor.

»Aber ... was war mit dem Reserveschirm?«

Und da begann Paula zu weinen, lautlos zuerst, die Tränen rannen über das Gesicht in einem steten Strom, und aus ihrer Kehle drang bald ein seltsamer Laut, den Marie im ersten Moment gar nicht mit Paula in Verbindung brachte, denn es klang wie das Wimmern eines verendenden Tieres. Sie schluchzte auf, und das Schluchzen steigerte sich zu einem Ringen nach Luft. Marie legte die Arme um Paula, und so blieben sie eine Weile: Marie, die

von Krämpfen geschüttelte Paula haltend. Als das Schluchzen ein wenig abebbte, führte sie Paula ins Wohnzimmer, wo sie sie aufs Sofa bettete und zwei Decken über sie breitete. Einen Moment lang stand Marie da und betrachtete Paula. Sie fühlte sich unglaublich hilflos. Was sollte sie tun, was konnte sie tun? Wärme, dachte sie, zunächst braucht sie Wärme, und so lief Marie in die Küche und brühte Tee auf und holte die rote Wärmflasche. Als sie zurück ins Wohnzimmer kam, klapperte Paula mit den Zähnen und atmete schwer. Hyperventilierte sie etwa? Marie fühlte Panik in sich aufsteigen. Konnte man an einem Schock sterben? Eines nach dem anderen, eines nach dem anderen, betete sie sich selbst vor. Zuerst die Wärmflasche. Sie legte sie Paula an die Füße und setzte sich neben die Freundin, nahm sie in den Arm und hielt den bebenden Körper, der immer dramatischer nach Luft schnappte. Konnte man auf diese Weise ersticken? Marie wurde immer deutlicher, wie hilflos sie war, und nur mit größter Mühe gelang es ihr, ihre Angst zu unterdrücken. Da fielen ihr die Tropfen ein, die sie vor kurzem, als sie selbst knapp dem Tod entronnen war, von einer Polizistin verabreicht bekommen hatte. Irgendwann hatte sie das braune Fläschchen doch in ihren Rucksack gesteckt; es musste noch dort sein. Sie lief in die Diele, holte den Rucksack hervor, kramte darin herum, und tatsächlich, da war es. Sie ließ Wasser in ein Glas laufen, tat einige Tropfen hinein und setzte sich wieder zu Paula.

»So, das trinkst du jetzt.« Mit einer Hand stützte sie die Freundin, mit der anderen Hand hielt sie das Glas an ihre Lippen. Das Wasser schwappte über, doch schließlich gelang es Marie, Paula dazu zu bewegen, einen Schluck zu trinken. Dann noch einen. Und langsam, ganz langsam – es war fast ein Wunder – ließ das Beben und Zähneklappern nach, und Paula wurde ganz schlaff und sackte aufs

Kissen. Marie stellte das Glas ab und zog die Decke enger um Paula. Sie musste jetzt einen klaren Gedanken fassen, tun, was in so einem Fall zu tun war. Die Kinder, richtig, was war mit ihnen?

»Wo sind Anna und Leni?«

»Bei einer Freundin. Ich bin sofort hierhergefahren. In Frau Traubingers Wagen ... Meiner ist in der Werkstatt.« Die Stimme versagte ihr.

»Das heißt, sie wissen es noch nicht.« Oh Gott, dachte Marie, was war das alles entsetzlich, und sie fühlte wieder Panik in sich aufsteigen. Sie durfte gar nicht daran denken, wie die Kinder reagieren würden, wenn sie erführen, dass ihr Papa ... Marie schluckte. Sie betrachtete Paula, die mit weit aufgerissenen Augen ins Leere starrte.

»Wann hast du es erfahren?«

»Ich ... Als ich nach Hause kam. Ein Zettel klebte an der Tür. Von der Kripo. Ich sollte anrufen. Zuerst dachte ich, es sei was mit den Kindern. Aber die Nummer ... Es war die der Polizei Ravensburg ...« Paula drehte den Kopf ein wenig zur Seite, ihre Lider flatterten. Sie sieht so müde aus, dachte Marie, so müde und so schutzlos.

»Weiß es Andreas schon?«

Paula schüttelte fast unmerklich den Kopf, ihre Augen waren geschlossen. Ihre Atemzüge wurden langsamer, ruhiger. Marie erhob sich vorsichtig und sagte leise: »Ich ruf ihn an.«

Aber Paula reagierte nicht, und Marie wusste nicht, ob sie ihre Worte überhaupt gehört hatte.



Seit ER da ist, ist alles besser. Wenn ich früher eine richtige Antwort auf eine schwierige Frage gab, haben alle gestöhnt, fick dich, Klugscheißer, der schon wieder, kann der nicht einmal seine

verdammte Schnauze halten! Sie haben gefeixt und dumme Geräusche gemacht. So dass ich mich irgendwann nicht mehr gemeldet habe. Selbst wenn die Lehrer mich aufrufen und die Antwort richtig ist – und das ist sie immer –, grunzen sie oder machen sonst was Dämliches. Doch seit ER da ist, ist alles anders. Denn ER ist selbst klug. Und ER sagt, die Besten müssen sich zusammentun und diesen Augiasstall ausmisten, in den die Welt sich verwandelt hat. ER liebt die griechische Mythologie. Da herrschte noch Klarheit, sagt ER. Und wenn nicht, dann hat man sie kurzerhand wiederhergestellt.

\*

Es war kurz nach halb elf, als sie Sommerkorns Wagen vor dem Haus vorfahren hörte. Er war blass, und an Wangen und Kinn hatten sich dunkle Schatten gebildet. Wie anziehend er ist, dachte Marie wie immer, wenn sie ihn sah, ein wahrer Heathcliff, es stand ihm, sich nicht zu rasieren. Gleich darauf schämte sie sich für diesen Gedanken, der in diesem Moment so unpassend war.

Paula war inzwischen eingeschlafen, und so gingen sie in die Küche, schlossen die Tür und setzten sich einander gegenüber, gerade so, wie Marie und Paula einander zuvor gegenübergesessen hatten. Sommerkorns Blick lag auf seinen Händen, die vor ihm auf der Tischplatte ruhten.

»Ich konnte nicht früher, ich komme direkt vom Friedhof. Sie haben dort einen toten Jungen gefunden.«

Er sah sie an, mit dem Blick, der sie schon auf dem Schulhof gefesselt hatte. All die Jahre, schoss es ihr durch den Kopf, all diese Jahre, die ich fort war. Und nun bin ich wieder da. Sie atmete tief durch und hörte ihn weitersprechen.

»Ich habe mit dem Kollegen aus Ravensburg gesprochen. Erik ist gegen sechzehn Uhr mit ein paar anderen Springern ins Flugzeug gestiegen und wie immer als Letzter gesprun-